



★ Die Schule der Armen ★

Ich bin der neue Lehrer im Dorf. Tatsächlich bin ich der erste Beamte, den das Ministerium hierher geschickt hat. Ich habe einen Einstellungsbescheid und weiß nicht einmal die Höhe meines Gehalts als frisch gebackener Staatsbeamter. Vielleicht werde ich in amerikanischen Weizensäcken bezahlt? Ich gebe zu, dass ich etwas auf die hohe Kante gelegt habe und mich das alles deshalb nicht allzu sehr interessiert. Die Lebensauffassung der Städter hat mich nicht angesteckt. Für mich war und ist das Wesentliche, in mein Dorf zurückzukehren und dort nützlich zu sein. Ich will meine Zeit nicht mit Nichtstun verbringen und unter dem großen Baum sitzen, und darauf warten, dass Gott auf die Erde herabsteigt.

Wie überall sonst ist auch hier der erste Schultag ein Festtag. Hier ist es kein gewöhnliches Fest. Die Schüler krakeelen, schreien, schmeißen mit Kreidestücken. Sie amüsieren sich. Für sie ist die Schule eine Erholungspause, ein Abenteuer, dass Abwechslung in die alltägliche Langeweile bringt. Sie kommen hergelaufen, um zu sehen, ob der Lehrer bei klarem Verstand ist. Auch ich frage mich das. Wie sieht einer aus, der einen klaren Verstand hat? Nett und streng zugleich. Ich bin nicht zu nett, aber auch nicht allzu streng. Kann man im Dorf des Nichts überhaupt einen klaren Kopf bewahren, hier, wo nicht ein einziger Heiliger begraben ist, nicht ein einziger Prophet Station gemacht hat? Ich muss mich damit abfinden, dass die Schule für diese Kinder wie der Zirkus ist, der hier einmal im Jahr vorbeikommt. Was bedeutet Schule für ein Kind, das sich nicht satt essen kann? Wie soll man ihm erklären, dass es sich hier anstrengen muss, um eines Tages nicht mehr Hunger zu leiden?

Ich habe Hefte aus Frankreich und Löschblätter und Stifte aus Deutschland an die Schüler verteilt. Es sind dreißig Kinder, Mädchen und Jungen. Sie alle haben die Koranschule bereits hinter sich. Manche können lesen und schreiben. Sie haben wache Augen und dürre Körper. Wie ich. Ich bin groß und hager. Ich bin froh, dass ich meine neue Brille trage. Ich kann damit nicht nur besser sehen, sondern auch klarer denken.

Ich bin froh, wieder hier zu sein, in dieser verlorenen Ebene zwischen den Bergen und der Wüste. Es gibt mir das Gefühl, nützlich zu sein, meiner Pflicht nachzukommen und meine Arbeit zu tun. Es ist nicht einfach, die Dinge und die Menschen zu verändern. Ich muss gegen die Macht der Gewohnheit ankämpfen, gegen den Mangel an Licht und Hoffnung in den Herzen. Dazu braucht es Zeit und Beharrlichkeit. Ich hoffe, dass ich durchhalte und die Kraft zum Weitermachen habe, trotz der erheblichen Schwierigkeiten.

Die Schüler sitzen auf der Erde. Man hat mir gesagt, Pulte und Bänke kämen im Verlauf des Monats. Ein Geschenk aus Kanada, genauer gesagt aus Quebec. Den Leuten dort gefällt es, dass in einer afrikanischen Schule in französischer Sprache unterrichtet wird. Im Moment müssen wir so zurechtkommen. Und die Tafel? Die wird uns der reichste Schreiner der Stadt schenken. Wir warten auf sie. Doch sie kommt nicht von selbst. Wir müssen sie abholen. Transportieren werden wir sie auf dem Dach des Lieferwagens des Gemischtwarenhändlers, der alle zwei Wochen ins Dorf kommt. Diese Schule, die noch gar nicht wie eine Schule aussieht, müsste auf ihren Mauern die Namen aller Geber tragen, der großzügigen Menschen, die spenden, damit kleine Afrikaner sich bilden können. Ich habe gelernt, danke zu sagen, wenn man mir etwas gibt. Ich werde dem Schreiner herzlich danken, wenn wir die versprochene Tafel endlich abholen dürfen. Wir können auf die Bänke verzichten, aber nicht auf die Tafel. Wenn ich meinen Onkel sehe, werde ich ihn bitten, den Schreiner daran zu erinnern.

Der Schreiner stammt aus unserem Dorf. Als er zwanzig war, ist er nach Belgien ausgewandert. Mit fünfunddreißig ist er zurückgekommen und hat sich in der Stadt als Schreiner niedergelassen. Ich kenne seinen Namen nicht, alle nennen ihn nur «Nuisie», eine Abkürzung von «menuisier», dem französischen Wort für Schreiner.

Meine Kindheitserinnerungen sind nicht traurig. Wie heute fehlte es uns auch damals an allem. Unseren Eltern tat das weh. Wir Kinder spielten am liebsten mit toten Katzen. Die Moschee diente schon damals als Schule. Wir lernten arabische Koransuren auswendig und sagten sie auf, ohne ein Wort zu verstehen. Unser Lehrer war ein fast blinder Greis. Ein Weiser. Er sagte: «Afrika ist die Mutter der anderen Kontinente, doch es hat sich ausplündern lassen, und seither haben sie es besudelt, ihm Krankheiten gebracht, es

zerstückelt und den Hass zwischen den verschiedenen Volksgruppen geschürt, um besser an seine Reichtümer zu kommen und ihm Waffen zu verkaufen. Das werdet ihr alles begreifen, wenn ihr erwachsen seid.»

Er sagte auch: «Wahrer Reichtum bedeutet, gar nichts zu besitzen.» - «Reich sein heißt frei sein.» Er fügte hinzu: «Doch wir sind weder reich noch frei, wir sind die Sklaven des Himmels und der Menschen, die das Sagen haben.»

Wenn ich ihre Namen aufrufe, lachen die Kinder. Sie lachen gern. Sind sie sorglos oder ganz einfach glücklich? Trotz ihres schwierigen Lebens sind sie fröhlich. Am zweiten Tag stelle ich fest, dass zwei Schüler fehlen. Sind sie krank oder haben sie sich verdrückt? Niemand antwortet auf meine Fragen. Zwei von dreißig, das ist nicht schlimm. Morgen werden sie wieder da sein.

Doch auch am nächsten Tag kommen sie nicht. Außerdem fehlen drei weitere Schüler. Ich bin beunruhigt. Es gibt keinen Schulleiter, an den ich mich wenden könnte. Ich bin der Lehrer, der Schulleiter, die Putzfrau und der Pförtner in einer Person. Die anderen Kinder sagen nichts. Fünf Schüler von dreißig, das ist nicht schlimm, aber ich mache mir dennoch Sorgen. Nicht ein einziger Elternteil kommt, um die Abwesenheit der Kinder zu entschuldigen oder mir zu erklären, was los ist. Ich trage die fehlenden Schüler ins Klassenbuch ein. Vielleicht gefällt ihnen mein Gesicht nicht. Es gibt so unerklärliche Abneigungen. Auch ich mochte meinen Mathematiklehrer nicht, aber deshalb blieb ich doch dem Unterricht nicht fern. Ich habe weiter meine Aufgaben gemacht und versucht, nicht an diesen Lehrer zu denken.

Trotz nagender Unruhe unterrichtete ich weiter. Aus fünf werden zehn, dann fünfzehn Abwesende. Nach einem Monat ist nur noch die Hälfte der Schüler anwesend. Wo sind die fünfzehn anderen? Wenn ich danach frage, lachen die Kinder und antworten irgendetwas. «Sie sind krank. Durchfall, Herr Lehrer, Durchfall. Sie sind ins Ausland gezogen. Ja, es sind Auswanderer, Herr Lehrer. Sie sind in den Brunnen gefallen. Also, zwei sind in den Brunnen gefallen, und fünf andere sind hinuntergestiegen, sie zu holen, aber keiner ist wiedergekommen! Sie sind auf den Viehmarkt gegangen, denn sie müssen die Schafe verkaufen, Herr Lehrer, es ist kein Gras mehr da!» Und eine Woche später fehlen noch mehr.

Ich beschließe, den Dorfältesten Hadsch Baba darauf anzusprechen. Am späten Nachmittag finde ich ihn unter dem großen Baum, umringt von ein paar Männern. Es sind

immer die gleichen. Teilnahmslos, mit verschlafenen Augen, sitzen sie dort, den Rücken gegen den Baumstamm gelehnt. Sie warten auf etwas oder jemanden. Sie sind weder besorgt noch in Eile. Wie gewöhnlich reden sie bedächtig über alles Mögliche, ohne sich um die Probleme des Dorfes zu kümmern.

Hadsch Baba verjagt die Fliegen um seinen Kopf und sagt: «Die Kinder sind wie Kieselsteine, Zweige eines Baums, der seine Blätter verliert, blaue Worte, Lachfetzen ... sie kommen und gehen, sie sind auf der Durchreise und hinterlassen keine Spuren ... das musst du doch alles wissen, wo du aus der Stadt kommst! Bedenke, sie sind noch nicht an den regelmäßigen Schulbesuch gewöhnt. Vielleicht nehmen sie dich nicht ernst, du bist zu jung, fast könnte man dich für einen Jugendlichen halten. Für sie muss Wissen von einem erfahrenen Mann, einem weißbärtigen Greis gelehrt werden, einem Mann, der zu den Bäumen und Tieren sprechen kann. Unsere Kinder entwischen uns. Sie sind wie der Wind, sie wehen dort, wo man sie nicht erwartet. Vor nicht allzu langer Zeit warst du selbst noch ein Kind. Ich kann mich an dich erinnern, du hattest wache Augen und einen so dünnen Körper. Immer jagtest du hinter den Schmetterlingen her. Hast du denn im Ernst geglaubt, du könntest in diesem verlorenen Nest, in dem nicht eine einzige Blume blüht, einen Schmetterling erhaschen? Jaja, wir haben dich Schmetterlingskind genannt! Du warst niedlich, und dann bist du eines Tages weggegangen, in die Stadt. Ich weiß nicht, was sie dort mit dir gemacht haben, was du gelernt hast. Wir sind froh, einen Rückkehrer als Schulleiter für unsere Kinder zu haben, ja wir sind froh...»

«Genau, ich bin ja wiedergekommen, weil ich mein Dorf liebe und ihm nützlich sein will. Doch weshalb kommen die Kinder nicht zur Schule?»

«Ach, die Schule! Nennst du diese Ruine eine Schule? Du hast ja nicht mal eine Tafel. Und die Pulte und Bänke betrifft, da kannst du noch lange warten. Warum sollten die Leute aus der Stadt dieses verlassene Dorf auch gut behandeln? Du bist naiv, mein Sohn. Hast du denn nicht gesehen, in welchem Zustand das Vieh hier ist? Du warst letztes Jahr nicht hier. Nicht ein einziger Regentropfen ist gefallen. Der Tod streift um die Hügel. Hier, setz dich und sieh in den Himmel. Wenn du Geduld genug hast, wirst du begreifen, dass der Himmel leer ist. Er hat nichts Gutes für uns aufbewahrt. Wir sind verdammt. Seit dem Tod unseres Marabu stirbt das Dorf langsam dahin. Du mit deiner Schule...»

«Ich bin offiziell ernannt worden, in dieser Schule zu unterrichten.»

«Schön, und weiter? Wir sind Opfer der Dürre. Die Dürre des Himmels und der Menschen. Warum haben die Leute aus der Hauptstadt keinen ernannt, der uns beim Kampf gegen den Hunger hilft? Warum schicken sie keine Tankwagen voll Wasser? Sie

haben uns vergessen. Uns gibt es nicht mehr. Du siehst mich hier, ich bin da. Streck die Hand aus, versuch, mich zu berühren. Du wirst nichts spüren, denn mich gibt es nicht. Wir sind Geister, unter einem Baum sitzende Gerippe. Wir sind seit Tausenden von Jahren hier, und niemand interessiert sich für unser Schicksal. Wir sind tot, unser Vieh ist tot, unsere Träume sind tot, und du machst all diesen Lärm wegen ein paar abwesender Gören!»

«Habt ihr Angst vor einer Epidemie?»

«Was ist das, eine Epidemie?»

«Eine Krankheit, die alle befällt.»

«Nein, wir haben keine Angst vor Krankheit. Vor dem Tod, ja, aber nicht vor der Krankheit. Schau dich um, was siehst du? Sand, Steine, den Baum, unter dem wir sitzen, Leere, Wind, Staub, einen vor sich hin redenden Irren und diese zur Schule umgemodelte Moschee. Das ist alles. Selbst wenn die Krankheit hier auftauchen sollte, wird sie sich wieder davonmachen. Sie wird nichts und niemanden finden, bei dem sie sich einnisten könnte. Das ist unser Glück und unser Unglück. Wir werden ganz von alleine sterben. Dazu brauchen wir keine Krankheit. Hier sterben die Leute im Schlaf. Sie wachen nicht mehr auf. Das ist alles. Mach dir keine Sorgen. Die Kinder sind verschwunden und werden wieder auftauchen.»

«Ich muss die Kinder suchen und zur Schule zurückbringen.»

«Wenn du sie aufspüren kannst. Vielleicht hat sie ein Brunnen verschluckt, ein ausgetrockneter Brunnen, ein Loch, in dem gerade die Konferenz der Skorpione und Klapperschlangen stattfindet. Die Kinder entschlüpfen uns wie Worte. Sie fliegen davon und verflüchtigen sich mit den wenigen Wolken, die über unseren Häuptern Pause machen.»

Die anderen dort sitzenden Männer nicken lächelnd:

«Die Kinder? Welche Kinder? Unsere oder die aus dem Affendorf?»

«Kinder in der Schule, aber wozu denn?»

«Ich bin einverstanden, die Jungs in die Schule zu schicken, aber doch niemals die Mädchen!»

«Kinder sind wie Fliegen, sie schwirren um uns herum und tun nichts. Deshalb lassen wir sie frei. Unsere Kinder sind frei!»

Ich sage: «Ich werde mit ihren Eltern reden.»

«Gute Idee, aber damit kommst du auch nicht weiter, beweg dich lieber, sieh ein wenig in die Ferne...»

An dem Tag, an dem kein einziges Kind mehr zum Unterricht erscheint, nehme ich schließlich mein Fahrrad, fahre ein bisschen im Kreis herum und mache mich auf die Suche nach den Kindern. Ein leichter Wind wirbelt den Sand auf. Meine Augen sind voll gelbem Staub. Ein zehn- oder elfjähriger Schäferjunge zeigt mit dem Finger auf ein Gebäude am Horizont. Ich kenne es nicht. Der Junge sagt mir, er ginge auch gerne in jenes weiße Haus, finde aber niemanden, der auf die Schafe aufpasst.

«Was ist denn das für ein Gebäude?»

«Es ist wie ein riesengroßes weißes Haus ohne Fenster. Mit vier Mauern aus Stein und einem Dach aus Metall. Es ist größer als die Moschee, aber es hat kein Minarett.»

«Und was geschieht in diesem Haus?»

«Da drin verdient man Geld.»

«Und womit?»

«Das weiß ich nicht. Alle, die dort hineingehen, kommen mit Geld wieder heraus. Ich habe noch nie Geld gehabt. Sogar die Schafe zieht es zu diesem weißen Haus. Eines Tages werde auch ich morgens da hineingehen und abends mit Geld wieder herauskommen. Ich glaube, dann bleibe ich nicht hier, dann ziehe ich in die Stadt. Dort kann man für Geld alles haben. Hier gibt es nur Wind und Staub. Ich verbringe meine Zeit damit, Tiere zu zählen. Jedem Schaf verpasse ich einen Namen. Das dickste Schaf habe ich <weißes Haus> genannt. Nur leider ist es schwarz!»

Die Tür des Gebäudes ist geschlossen. Ich drücke sie mit Gewalt auf. Ein Wächter bedroht mich mit einem Knüppel. Ich weiche zurück und warte ab. Dann biete ich ihm ein paar Zigaretten an, und er lässt mich hinein. Ich betrete einen Gang, und am Ende stoße ich auf einen Saal, in dem etwa hundert Kinder weiße und schwarze Lederstücke vernähen. Ganz hinten sitzt ein Dutzend sehr junger Mädchen an Nähmaschinen. Meine Schülerinnen und Schüler sind unter ihnen. Sie fertigen Fußbälle oder Turnschuhe. An den Wänden hängen Werbeplakate, die einen riesigen schwarzen Sportler beim Start zeigen. Das Markenzeichen erinnert an einen schwungvollen weißen Strich auf schwarzem Hintergrund. Was bedeutet dieser Strich? Ein kopfloser Vogel, ein ausgerissener Fuß, eine Welle oder einfach ein schlecht gezeichneter Pfeil? Ich weiß es nicht. Da steht: «Der Sportschuh des dritten Jahrtausends – Mut zum Siegen». Welcher Sieg denn? Kinder arbeiten lassen, sie von der Schule wegbringen, um sie auszubeuten, weil sie arm sind und sich nicht wehren können?



Die Kinder arbeiten still und schnell, mit gesenkten Köpfen. Die fertigen Produkte werden von einem weißen Boss getestet und dann in Kartons verpackt. Ich trete näher. Der Boss ist erstaunt und sagt:

«Ich nehme an, du bist der Lehrer?»

«Ja.»

«Hier hast du nichts zu suchen.»

«O doch. Ich bin auf der Suche nach meinen Schülern.»

«Deine Schüler sind lieber in meiner Werkstatt als in deiner Schule. Hier verdienen sie wenigstens Geld. Die Schule bringt ihnen nichts. Es ist ja noch nicht mal eine richtige Schule, es ist eine Moschee. Deine Schüler haben Recht, wenn sie abhauen.»

«Aber es sind Kinder, Minderjährige, Sie dürfen sie nicht arbeiten lassen.»

«Ich zwinge sie ja nicht. Aber du siehst selbst: Die ganze Klasse ist jetzt hier. Du könntest sie in der Mittagspause unterrichten. Denn ich gebe ihnen auch zu essen. In Amerika benutzen sie Maschinen. Hier machen wir noch gute Handarbeit. Das ist reißfest. Und jetzt hau ab!»

«Ich werde Sie verklagen.»

«Na klar. Was glaubst du eigentlich, wo wir hier sind? In Schweden?»

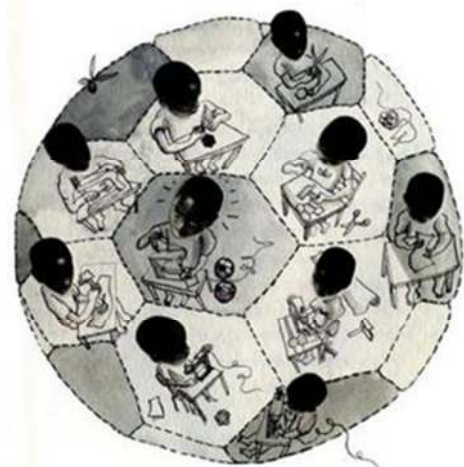
«Die Wahrung der Menschenrechte ist keine Frage des Ortes. Kinderarbeit ist verboten, ob in Schweden, Mali oder Marokko.»

«Das reicht. Jetzt haust du ab, oder ich polier dir die Fresse.»

«Ich erinnere Sie an Artikel vier der Erklärung der Menschenrechte: *Niemand darf in Sklaverei oder Leibeigenschaft gehalten werden; Sklaverei und Sklavenhandel in allen ihren Formen sind verboten. Haben Sie das gehört? In allen ihren Formen!* Kinderarbeit ist Sklaverei. Die steht gesetzlich unter Strafe.»

«Hau jetzt ab, oder ich schlag dir den Schädel mit diesem Knüppel ein. Wir brauchen hier keine Moralapostel. Fordere sie doch auf, mit dir zu gehen. Ich wette, dass kein Kind seinen Platz verlässt. Also mach, dass du wegkommst.»

Meine Schülerinnen und Schüler wagen nicht, mir ins Gesicht zu sehen. Vielleicht aus Angst oder Scham. Ich versuche, mit ihnen zu reden, aber der weiße Boss schiebt mich zur Tür hinaus. Ich stehe draußen, allein gelassen mit meiner Wut. Ich sage mir: «Kinder



arbeiten zu lassen, statt sie zur Schule zu schicken - welches Elend! Das ist Ausbeutung und Sklaverei! An wen kann ich mich wenden, mit wem kann ich reden, um Anklage zu erheben? Ich bin allein und kann mich nicht gegen diese Ungeheuer wehren.»

Der Wächter sieht mich beschämt an. Er sagt: «Zwei von meinen Kindern sind da drin. Nach der Trockenzeit kommen sie wieder zu dir in die Schule, aber im Moment bringen sie uns ein wenig Geld ins Haus.»

Zurück im Dorf, schließe ich mich in mein Zimmer ein. Ich kann an nichts anderes denken als an die gesenkten Köpfe der Kinder und an ihre kleinen schuftenden Körper. Nachmittags informiere ich Hadsch Baba. Er nickt und sagt: «Du bist nicht stärker als der Wind und nicht grausamer als der Himmel. Die Erde düstet und das Vieh leidet. Ein US-Dollar pro Tag und Kind, das ist viel Geld. Die Schule ist hier, die läuft nicht weg. Sobald es uns besser geht, hältst du wieder Unterricht. Wissen kann warten, ein hungriger Bauch nicht. Weißt du, niemand liebt die Armen. So ist es nun mal, da ist nichts zu machen. Du kannst dich ja beim Himmel beklagen, oder bei Gott... Natürlich hast du Recht: Die Schule ist besser als die Fabrik. Aber wir haben keine Wahl. Ach, Geschichte und Geographie, Mathematik und Naturwissenschaft, Technik und Medizin lernen ... das ist wichtig, doch für uns hier und heute ist das ein Luxus. Wir sind von allen verlassen. Wir verrecken. Wir leben von den Almosen der Städter. Deshalb muss die Schule noch warten. Hab Geduld. Ich bin sicher, du findest eine Lösung.»



Abends bin ich noch einmal in der Schule gewesen. Ich habe die Matten am Boden, die Risse in den Wänden betrachtet, die Schreie der Kinder und dann die Stille gehört. Was kann man in einem leeren Klassenraum schon anfangen? Ich habe niemanden zum Reden. Ich denke, ich warte, bis die Kinder wiederkommen. Eine Woche. Einen Monat. Vielleicht

länger. Ich könnte lesen, um die Zeit totzuschlagen. In die Stadt fahren, die Pulte und Bänke holen. Doch ich habe kein Geld.

Ich erinnere mich an die Geschichte des kleinen Pakistani Jungen, ein an den Knöcheln angeketteter Sklave mit verkrümmten Fingern, der Tausende kleiner Knoten in einer Teppichfabrik knüpfen musste. Er konnte entkommen und bekämpfte von da an die Sklaverei. Das hatte ich in einer französischen Zeitschrift gelesen. Der Name dieses Jungen wäre niemals bekannt geworden, wenn sie ihn nicht umgebracht hätten. Er hieß Iqbal Masih, war zwölf Jahre alt und hatte ein Leuchten im Gesicht. Er prangerte die Arbeitsbedingungen an und forderte die ganze Welt auf: «Kauft nicht das Blut der Kinder!» Ich weiß nicht, um wie viel Uhr meine Schüler in der Fabrik anfangen. Die Teppichknüpfer mussten um vier Uhr früh aufstehen und angekettet zwölf Stunden lang arbeiten. Hier möchte ich schreien: «Kauft nicht den Schweiß der Kinder!» oder «Zieht keine blutbesudelten Schuhe an!» Ich wiederhole den Namen wie ein Gebet: Iqbal Masih, Iqbal Masih ... Wenn meine Schüler wieder zum Unterricht erscheinen, werde ich ihnen von seinem Leben, seinem Mut und seinem Leidensweg erzählen. Iqbal Masih ist tot, aber er lebt weiter in den Herzen all derer, die gegen das Unrecht kämpfen.

Ich musste auch an die Worte meines Lehrers, des Weisen, denken. Elend ist kein Schicksal, nichts Unausweichliches. Es steht nirgendwo geschrieben, dass dieses Dorf verdammt bleiben muss, ein Nichts, eine Leere, ohne Wohlstand, ohne Wasser, ohne Schule und ohne Zukunft. Man muss kämpfen, man darf nicht resignieren. Aber wie denn? Ich bin bereit, verrückt zu spielen und die Familien zusammenzutrommeln, um etwas zu unternehmen, gemeinsam in die Stadt zu fahren, einen Sitzstreik zu organisieren und die Behörden aufzurütteln. Doch ich bin alleine. Die anderen, vor allem die Männer, sind Nichtstuer und verbringen ihre Zeit damit, viel zu reden und nichts zu sagen. Vielleicht hat sie alle die Fliege mit dem Faulheitserreger gestochen. Eine solche Fliege gibt es nicht. Doch es muss ein merkwürdiges Insekt um diese Männer herumschwirren, die sich nicht rühren und darauf warten, dass das Brot vom Himmel fällt.

Ich habe meine Sachen aufgesammelt, das Wörterbuch und die Lehrbücher eingepackt. Ich habe den Klassenraum ein wenig aufgeräumt und bin dann, ohne mich umzudrehen, gegangen. Ich wollte nur noch weg von hier. Ich habe mir mein Fahrrad geschnappt und mich auf den Weg in die Stadt gemacht.

Die alte blinde Yezza hat meine Verzweiflung gespürt. Als ich in ihrer Nähe vorbeifuhr, hat sie ihre Hand nach mir ausgestreckt, und ich habe mich neben sie gesetzt. Sie hat mich getröstet:

«Mein Sohn, die Männer sind, was sie sind, da ist niemand schuld. Die Menschheit ist in einem erbärmlichen Zustand. Als ich klein war, habe ich so sehr geweint, dass ich erblindet bin. Was ich sah, gefiel mir nicht. Das Unrecht hat den Wind in den Segeln, es schreitet voran und die Menschen ebnen ihm den Weg. Eines Tages, ich war noch keine zehn Jahre alt, habe ich die Augen geschlossen und seitdem nie mehr die Kraft besessen, sie zu öffnen. In Gedanken kann ich noch sehen, aber ich beginne, die Farben zu vergessen. Ich habe schon viele Jahre auf dem Buckel, aber mein Kopf ist noch intakt. Ich weiß, diese Fabrik zieht die Kinder an. Wie kann man das verhindern? Was kann man ihnen Attraktiveres anbieten als Geld? Wenn es dir trotz deiner guten Argumente nicht gelingt, die Kinder zu überzeugen, müssen wir vielleicht einen steinreichen Mann oder eine wohlhabende Frau finden, die die Kinder für den Schulbesuch bezahlen. Und wenn uns das nicht gelingt, könntest du dann nicht die Schulzeiten ändern und die Kinder abends unterrichten? Natürlich werden sie müde sein, aber ich bin sicher, sie werden es zu schätzen wissen. Versuch es, mein Sohn. Diese Schlacht ist es wert, geschlagen zu werden. Du bist von hier, du kennst die Mentalität der Leute und den langsamen Gang der Bürokratie...»

Doch ich bin weitergefahren, bis ich unterwegs meine Schüler getroffen habe. Sie standen dicht beieinander und redeten leise. Seltsamerweise waren sie ruhig und diszipliniert. Sobald sie mich entdeckten, umringten sie mich und hinderten mich am Weiterfahren. Auf ihren Gesichtern glaubte ich eine Bitte zu lesen: «Bleib!» Ich glaubte sogar etwas zu hören wie: «Wir brauchen dich, wir kommen bald zurück.» Ich muss zurückgewichen sein, den Rückweg angetreten haben aufgrund des Drucks all dieser aneinander geschmiegt Kinder. Ich glaube, ich konnte gar nicht anders, ihre Reaktion hat mich gerührt. Bewegt drehte ich um und fuhr zurück ins Dorf. Die Kinder hatten sich verändert. Vielleicht hatte mein Besuch in der Fabrik sie ja zum Nachdenken gebracht. Auch wenn sie nicht zur Schule kommen: dumm sind sie nicht!

Einige Tage später klopfte der Schäferjunge an meine Tür und sagte:

«Mein Vater ist nicht mehr krank. Er kümmert sich wieder um die Herde und ich komme zur Schule.»

«Hast du denn keine Lust mehr, in die Fabrik zu gehen?»

«Nein, ich habe nachgedacht. Ich möchte lesen, schreiben, rechnen lernen, einen Lastwagen lenken können, die Namen der Sterne erfahren, einfach alles.»

«Aber ich kann die Schule doch nicht nur für ein einziges Kind öffnen.»

«Ich bin nicht allein. Diallo, der Einarmige, kommt auch. Die Fabrik hat ihn nicht gewollt. Moh, dem der Staub ein Auge zerfressen hat, hat sich dort nicht einmal vorgestellt. Souleyman wurde von dem weißen Boss nach Hause geschickt, weil er nicht schnell genug arbeitete. Da ist auch Felix, der mit niemandem redet und mit den Skorpionen spielt. Seine Eltern haben einen Obstgarten auf der anderen Seite des Hügels. Zwei weitere Kinder, die in der Oase wohnen, haben von unserer Schule gehört und möchten gerne kommen. Dann ist da noch Modibo, der kleine Dicke, der die Schule so liebt, und seine Zwillingsschwester Aischa, die sind immer zusammen. Da hast du doch genug für eine kleine Klasse... erst mal.»

«Heute erzähle ich euch die Geschichte von Iqbal, einem Helden unserer Zeit, einem kleinen Menschen, einem Jungen, dem man die Kindheit gestohlen hat, einem großen Mann, der 1983 in Pakistan geboren wurde. Er war erst vier Jahre alt, als seine Eltern ihn an einen Teppichfabrikanten verkauften ... Vier Jahre ... Da gab es ein Maul weniger zu stopfen. Iqbal sah nie das Tageslicht. Mitten in der Nacht brach er auf in die Fabrik und kam erst nach Sonnenuntergang wieder heraus. Wie er knüpften Tausende von Pakistanikindern auf diese Weise Teppiche, schöne Teppiche, die andere Kinder auf der Welt zum Träumen brachten ... Es war Zwangsarbeit, Sklaverei. Iqbal hatte die ganze Zeit Schmerzen in den Handgelenken, in den Knöcheln, in den Beinen. Seine Augen taten ihm weh. Er durfte nicht aufstehen, nicht reden, nicht leben. Sein Körper, sein Leben gehörte ihm nicht mehr, denn seine Eltern hatten ihn gegen eine kleine Geldsumme eingetauscht. Er war der Besitz des Fabrikanten, eines dickbäuchigen Mannes mit einem Turban, der im Kaffeehaus sitzt und die Fliegen mit einem seidenen Fächer verjagt. Der Fabrikant besaß drei Fabriken, in denen überall Kinder arbeiteten. Wenn der Inspektor vom Arbeitsamt kam, schob er ihm einen dicken Umschlag mit Geld hinüber und edle Seidenstoffe für seine Frau. Auf die gleiche Weise bestach der Boss die Leute von der Polizei. So genoss er deren Schutz und verdiente sehr viel Geld. Teppichfabrikanten wie er, die ihr Geld mit Kindersklaven verdienten, gab es einige in der pakistanischen Hauptstadt Islamabad. Sie beherrschten den Basar. Da hatte der kleine Iqbal nichts zu sagen. Wie Tausende anderer Kinder hatte er einen krummen Rücken, einen gesenkten Kopf und arbeitsame Hände. Nicht ein einziges Wort, nicht ein einziges Lachen kam über seine Lippen. Sein Körper hatte so sehr gelitten, dass der Junge fast zum Greis geworden war.

Als er zehn war, begehrte Iqbal auf. Er ging nicht mehr in die Fabrik, schrie überall seine Wut hinaus. In seinem Kampf unterstützte ihn ein Gerechter, ein Mann aus seinem Dorf. Der kleine Iqbal wurde zum Sprachrohr für Millionen von Kindern, die von ihren

Bossen in Sklaverei gehalten und skrupellos ausgebeutet werden. Er redete mit deren Eltern, den Dorfältesten, den Presseleuten. Nach und nach wurde sein Kampf in der ganzen Welt bekannt. Kinderhilfswerke luden ihn nach Europa und Amerika ein, um Zeugnis abzulegen. Er wurde vom Papst empfangen, vom amerikanischen Präsidenten und von anderen führenden Persönlichkeiten der freien Welt. Die Zeitungen schrieben viele Seiten über ihn. Iqbal wurde zum Symbol, und seine Stimme wurde fast überall gehört.

Das setzte die dickbäuchigen Bosse, die Fliegen jagen, während die Kinder schufteten, unter Druck. Manche Fabriken mussten schließen. Der kleine Iqbal war berühmt und gefährlich geworden. Er musste zum Schweigen gebracht, am Reden, Reisen, Aufstandmachen gehindert werden. Durch seinen Mut und seine Wut hatten die Sklavenbosse Geldeinbußen. Sie organisierten sich und setzten einen Killer auf ihn an. Ja, sie haben es gewagt, ein Kind umzubringen, weil es ihre kriminellen Geschäfte behinderte. Sie haben ihm eine Kugel in den Kopf gejagt. Mit zwölf Jahren ist Iqbal Masih, unser Held, in die Geschichte eingegangen. Er musste sterben, weil er für seine Freiheit gekämpft hat.

Jetzt schlagt eure Hefte auf und schreibt mir die ersten Buchstaben des Alphabets nach.»



Zwei Jahre später. Ich bin immer noch Lehrer im Dorf des Nichts. Die Schule ist nicht mehr in der Moschee. Wir haben sie neben der Wasserstelle gebaut. Alle haben mitgeholfen: die Schüler und ihre Eltern. Ein Monat handwerkliche Arbeit. Die Kinder waren glücklich, beim Bau ihrer neuen Schule mithelfen zu dürfen. Ich habe ein wenig mehr Schüler als im ersten Jahr. Die Fabrik gibt es immer noch. Und sie beschäftigt weiterhin Kinder. Ich habe meinen Kampf gegen Kinderarbeit und Sklaverei nicht aufgegeben. Ich bin hartnäckig, und trotz aller Schwierigkeiten mache ich weiter.

Dieses Jahr habe ich den Unterricht einmal anders begonnen:

«Heute werden wir weder lesen noch schreiben. Wir reden miteinander, wir diskutieren wie eure Großväter unter dem Baum. Ich will euch eine Frage stellen, ein Rätsel aufgeben. Überlegt gut, bevor ihr antwortet. Was ist für euch das Schlimmste auf der Welt? Ich meine damit etwas, das Unglück bringt, die Menschen zerstört und in der Welt sehr verbreitet ist, etwas, das die Menschen gehässig und gefährlich macht...»

Schweigen in der Klasse, dann Flüstern.

«Was ist <gehässig>, Herr Lehrer?»

«Wenn jemand Streit sucht, aggressiv, ja sogar tollwütig ist, wie ein ausgesetzter verhungertes Hund.»

Ich wiederhole meine Frage:

«Was ist das Schlimmste auf der Welt?»

«Der Tod.»

«Nein, der Tod ist das normale Ende jeden Lebens. Man erlebt ihn nicht. Wenn er kommt, ist man nicht mehr da. Solange man da ist, ist er noch nicht gekommen. Der Tod ist weder gut noch schlecht. Er ist, was er ist, das ist alles. Der Tod eines geliebten Menschen ist unerträglich, doch es ist nicht das Schlimmste auf der Welt, denn es ist unabänderlich.»

«Krankheit!»

«Krankheit kann schrecklich sein und unsägliche Leiden verursachen, doch man kann sie auch heilen. Medizin und Wissenschaft machen ständig Fortschritte.»

«Hunger!»

«Ja, doch das ist kein Schicksal.»

«Was ist Schicksal, Herr Lehrer?»

«Darunter versteht man die Überzeugung, dass das, was geschieht, vorausbestimmt sei. Man sagt, es sei im Himmel festgeschrieben, und deshalb könnten wir nichts ändern an dem, was uns geschieht. Doch wir können sehr viel gegen den Hunger tun. In unserem Dorf herrscht Dürre, doch wir wissen auch, dass die Leute in der Hauptstadt Hirse und Reis aus den reichen Ländern bekommen und dass diese Hilfe uns nicht erreicht. Hunger ist hässlich und unerträglich, doch es gibt Lösungen für dieses Problem.»

«Warum kommen Hirse und Reis aus den reichen Ländern nicht bei uns an?»

«Weil zu viele Menschen egoistisch und ungerecht sind und in ihre eigene Tasche wirtschaften. Sagt mir, was das Schlimmste ist...»

«Der Sandsturm!»

«Davor kann man sich schützen, und er dauert auch nicht an.»

«Skorpione, Vipern, Schakale...»

«Das sind gefährliche Tiere, doch man kann ihnen aus dem Weg gehen und niemals auf sie treffen.»

«Das Schlimmste auf der Welt ist der Krieg!»

«Ja, doch es gibt etwas, das ihn hervorruft, auslöst und verbreitet...»

«Hass!»

«Das reicht nicht aus. Man kann hassen, ohne deshalb gleich einen Krieg auszulösen. Und nicht alle Soldaten sind voll Hass auf die Soldaten der feindlichen Armeen. Hass ist ein schlimmes Gefühl, er verursacht oft Übel. Er ist die Kehrseite der Liebe.»

«Angst!»

«Angst zu haben ist menschlich. Es ist nicht sehr angenehm, doch es ist nicht das Schlimmste auf der Welt.»

«Wahnsinn!»

«Der ist wie andere Krankheiten. Man kann ihn heilen, auch wenn das Zeit braucht, doch er ist nicht das Gefährlichste auf der Welt.»

«Aber Herr Lehrer, schlimm und gefährlich sind doch zwei verschiedene Dinge.»

«Das hängt davon ab. Ihr werdet es verstehen, wenn ihr die Antwort gefunden habt.»

«Dann ist es die Sklaverei!»

«Ja, die Sklaverei wird dadurch ermöglicht. Sie ist Teil des Schlimmsten auf der Welt. Wie ich euch vor zwei Jahren schon gesagt habe, gibt es die Sklaverei eigentlich nicht mehr. Sie wurde in der ganzen Welt abgeschafft, auch wenn sie hier und da noch existiert. Denkt nur an die Schuhfabrik.»

«Unrecht!»

«Auch das ist Teil dieser abscheulichen Sache...»

«Verrat!»

«Das ist eine Folge davon.»

«Lüge!»

«Das ist der Anfang, ihr habt es fast gefunden.»

«Bosheit!»

«Das ist wie Verrat. Man ist böse, weil diese abscheuliche Sache einen zu bösen Taten treibt.»

«Diebstahl!»

«Das ist ein Laster. Wie die Krankheit kann man es heilen ... oder bestrafen.»

«Rassismus!»

«Jetzt seid ihr ganz nah dran! Rassismus gründet auf dieser Sache.»

«Dummheit!»

«Nein, nur weil jemand nicht intelligent ist, muss er noch lange nicht rassistisch oder böseartig sein.»

Dann sagten sie alle zusammen:

«Herr Lehrer, aber was ist dann das Schlimmste auf der Welt?»

«Die Alten, unsere Ahnen, unsere Lehrmeister, die Prüfungen, Gutes und Leid vor uns erlebt haben;

die sich Gedanken machten, ohne große Universitäten zu besuchen;

die die Bücher ehrten und die Botschaften der Wolken und Wälder entzifferten;

die in den Stämmen der Bäume und in den Augen der Mütter lasen und die Musik des Windes verstanden;

die keine großen Gewissheiten hatten;

die <vielleicht> sagten, <möglicherweise>, <Gott allein weiß es>, <warte ab>, <nur Geduld>, <denk erst mal nach>, <betrachte den Wasserfluss im Strom>, und anderes mehr:

die nichts Endgültiges behaupteten;

die ich die Alten nenne, die mit der Zeit gelebt und in ihr die Spuren der Weisheit erkannt haben;

die gelebt und gelitten haben;

die bescheiden und unaufdringlich, würdig und ernsthaft waren;

die nie den Weg zu Schule und Wissen versperrt haben;

die den Propheten zitierten, der sagte, man müsse sich Wissen aneignen, selbst wenn man dazu bis nach China reisen muss;

die niemals ihre Wurzeln herausgerissen und in ausgetrocknete Erde gepflanzt haben;

die sagten, das Schlimmste auf der Welt sei weder Tod noch Krankheit noch Angst, sondern Unwissenheit.»

Sie riefen im Chor:

«Unwissenheit, Unwissenheit! Aber warum denn, Herr Lehrer?»

«Die Unwissenheit ist die Mutter allen Übels. Oft ist sie gepaart mit Arroganz und Fanatismus.»

«Was sind <Arroganz> und <Fanatismus>?»

«Arroganz ist Unverschämtheit, Dünkel und Verachtung. Ein arroganter Mensch fordert heftig und penetrant Dinge, die ihm nicht zustehen, ihm nicht gehören und auf die er kein Anrecht hat. Es ist typisch für Unwissende, dass sie alles zu wissen glauben. Sie haben keine Zweifel, behaupten egal was mit felsenfester Gewissheit, sind fanatisch, das heißt, dass sie keine anderen Gedanken als die ihren zulassen.»

Verblüfft sehen mich die Schüler an, als erwarteten sie noch mehr Enthüllungen.

«Die Unwissenheit versperrt dem Wissen den Weg. Sie verhindert die Neugier, trennt die Menschen voneinander, schafft Grenzen und provoziert Katastrophen wie Kriege, Massaker, Rassismus...»

Eine Hand erhebt sich. Es ist die der kleinen Aischa:

«Ich finde, es ist genauso schlimm, sich nicht um die Menschen zu kümmern, sie nicht aufzusuchen, nicht mit ihnen zu reden, ihnen nicht zu helfen ... sie alleine zu lassen, wie hier in unserem Dorf, wo uns niemand besuchen kommt.»

«Das nennt man Gleichgültigkeit.»

«Gleichgültigkeit. Ich finde, neben der Unwissenheit ist die Gleichgültigkeit das größte Übel auf der Welt.»

**

So wie die Kinder in Tahar Ben Jellouns «Dorf des Nichts» müssen weltweit 250 Millionen Kinder unter 14 Jahren arbeiten; 120 Millionen von ihnen den ganzen Tag - das sind die Schätzungen der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO). Vermutlich müssen sogar noch mehr Kinder arbeiten: Die ILO berücksichtigt die Hausarbeit im eigenen Haushalt nicht in ihren Statistiken - viele Mädchen allerdings arbeiten zu Hause, gehen zum Teil nicht zur Schule und sind sicher als Kinderarbeiter anzusehen.

Viele Kinder schufteten wie Sklaven und werden wie Waren gehandelt. Sie werden durch die Arbeit krank und lernen nicht einmal, ihren Namen zu schreiben. Schokolade, Orangensaft, Kaffee und Tee werden von Kinderhand geerntet; T-Shirts, Seide, Fußbälle, Teppiche von Kinderhand gefertigt; Diamanten von Kindern geschliffen. Für ein mageres Essen müssen Hunderte Millionen Kinder stundenlang schufteten, und weil sie nicht zur Schule gehen können, haben sie in ihrem Leben meist keine Chance mehr, der Armut zu entkommen.

Schulbildung aber ist unverzichtbar, wenn diese Kinder und ihre Länder eine Zukunft haben sollen. Denn Schulbildung steht in direktem Zusammenhang mit Armutsbekämpfung, Wirtschaftswachstum und Demokratisierung: ohne Bildung gibt es keine Entwicklung. Tatsache ist jedoch, dass viele kinderreiche Eltern, die an der Armutsgrenze leben (ein bis zwei US-Dollar pro Tag), es sich nicht leisten können, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Skrupellose Geschäftemacher nutzen die Armut dieser Familien aus, um mit der sehr billigen Arbeitskraft von Kindern Geld zu verdienen.

Stephan Stolze
terre des hommes Deutschland e.V.

Tahar Ben Jelloun: *Die Schule der Armen*.
Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2004
(Auszüge)